

„Frau Afshar engagiert sich in der Kleiderkammer“

Häufig wird übersehen, wie viel Energie Geflüchtete selbst an den Tag legen, um das Leben im Lager etwas erträglicher zu gestalten. Von Philipp Schäfer

Der Heimalltag für die Bewohnerinnen und Bewohner deutscher Asylunterkünfte ist von Warten geprägt. Ungewiss ist nicht nur der Ausgang ihrer Verfahren – eine Antwort erhalten sie mitunter erst nach vielen Monaten, wenn nicht gar Jahren. Es ist ebenso das Warten aus Langeweile in einem von begrenzten Beschäftigungsmöglichkeiten geprägten und durch Behördengänge strukturierten Alltag. Der räumliche wie soziale Bewegungsradius der hier Lebenden ist stark eingeschränkt. Er begrenzt sich meist nicht nur auf die Zone der ‚Residenzpflicht‘, sondern auf das direkte soziale Umfeld: auf Bekanntschaften im Heim, auf das Personal, auf einige wenige Akteure der Außengesellschaft (Stadt). Er orientiert sich zudem an prekären zeitlichen Horizonten, die den Aufenthalt zu einem temporären machen, dessen Dauer unbestimmt ist und der häufig abrupt endet. Die zur Verfügung stehende Zeit ist hier kaum ‚sinnvoll‘ zu verbringen.

Einen Beruf ausüben dürfen nur die Wenigsten – einige haben Arbeit im informellen Sektor gefunden. Der mazedonische Asylsuchende Deniz verkauft beispielsweise Altmetall an lokale Händler, Mladen erwirtschaftet sich durch das Sammeln und Einlösen von Pfandflaschen einen Zuverdienst. Wiederum andere engagieren sich freiwillig im Heimbetrieb. Der junge Iraner Masud bietet seine Dolmetscherdienste

an, seine junge Landsfrau Nesrin führte Malerarbeiten in den Aufenthaltsräumen der Gemeinschaftsunterkunft durch, der Kosovare Mentor hilft beim Pflegen des Grünbereichs vor dem Heim und Herr Baktash, ein afghanischer Flüchtling, der mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Deutschland Asyl sucht, erledigt Reinigungsarbeiten im Heimgebäude. Es würde zu kurz greifen, ihr Engagement als bloßes Substitut für die ausbleibende Erwerbstätigkeit und somit Beschäftigungslosigkeit zu deuten. Darum gilt es folgenden Fragen nachzugehen: Wie und wo engagieren sich Asylsuchende im Flüchtlingswohnheim freiwillig? Und welche Funktion erfüllt ihr Engagement für sie als soziale Akteure in einem spezifischen räumlichen Kontext?

Wie sich Asylsuchende im Heimalltag selbst helfen

Eine der Engagierten ist Frau Afshar. Ich treffe die betagte Dame in einem sächsischen Flüchtlingswohnheim. Erst vor wenigen Wochen verließ sie ihre iranische Heimat, um in Deutschland, wo auch ihre Tochter lebt, Asyl zu suchen. Frau Afshar spricht kaum Deutsch und Englisch. Mit mir und anderen unterhält sie sich daher vor allem gestisch. Schon kurz nach ihrer Ankunft übernahm sie die Leitung der Kleiderkammer des Heims. Dort sorgt sie seitdem für Ordnung, nimmt Kleiderspenden an, inventarisiert



Foto: Philipp Schäfer

und hilft bei der Verteilung an die Heimbewohnerinnen und -bewohner. Für diese Arbeit erhält sie eine kleine Aufwandsentschädigung, die in ihrer Höhe kaum ausreicht, um allein handlungsmotivierend zu wirken. Wertigkeit erhält ihr Engagement in mehrfacher Hinsicht. Für das von ihr in den Regalen etablierte Ordnungssystem wird Frau Afshar wiederholt vom Heimpersonal gelobt. Doch die Kammer ist mehr als nur ein Arbeitsraum. Bei meinem Besuch befinden sich dort noch zahlreiche iranische Freundinnen und Bekannte aus dem Heim. Angeregt unterhalten sich alle in der Landessprache Farsi. Lächelnd bietet Frau Afshar mir Süßigkeiten an. Die Kammer bildet als sozialer Raum eine spezifische Ordnung, in der sich nicht nur Frau Afshar bewegt. Wieder und wieder, so deutet sich hier an, wird sie zur sprachlich-kulturellen Begegnungsstätte und bietet somit Möglichkeiten der Rückkopplung an die eigene kulturelle Identität.

Doch eine drohende Kompetenzteilung gefährdet diese Ordnung. Mit Sorge vernimmt Frau Afshar das Interesse einer zweiten Heimbewohnerin, in die Arbeit der Kleiderkammer eingebunden zu werden. Nur mühsam kann ich der gewittrigen Unterhaltung folgen, die von einem Dolmetscher vom Persischen ins Deutsche so gut es geht übersetzt wird. Das Bedrohungsszenario, dem Frau Afshar sich gegenüber sieht, wird besser verständlich, wenn wir uns Folgendes vergegenwärtigen: Ihr gelingt es, sich durch ihr Engagement zu ‚besondern‘, eine feste Position im Heimgefüge einzunehmen. Mit ihrer Tätigkeit, die sie institutionell wie räumlich an das Heim bindet, beweist sie sich als engagierte Person und damit ihren Nutzen für die Innen- (Heim) wie Außengesellschaft (Stadt). Ihr freiwilliges Engagement wird in diesem Kontext zum strategischen Verhalten der Sicherung der eigenen Stellung in einer von Unsicherheit geprägten Situation. Es ist eine im Sinne des US-amerikanischen Soziologen Erving Goffman „weltschaffende Tätigkeit“ (Goffman 1973: 30). Über

die Arbeit in der Kleiderkammer und die damit verbundenen Privilegien stärkt sie nicht nur ihre Binnenposition im Heim, sie eignet sich zudem eine durch die Flucht nach Deutschland vakant gewordene Identität als „wertvoller“, da produktiver Mensch an.

Dem von Michael Corsten, Michael Kauppert und Hartmut Rosa identifizierten „Wir-Sinn“ (Corsten et al. 2008: 222) bürgerschaftlich Engagierter ist an dieser Stelle ein „Selbst-Sinn“ an die Seite zu stellen. Er entfaltet sich in seiner Bedeutung für die Schaffung von „Eigenräumen“ – und äußert sich als Sinn für Positionen sowie für Positionierungen, mit denen diese stabilisiert werden sollen. Derlei Engagement im Heim, und dies gilt für Frau Afshar wie auch für andere Bewohnerinnen und Bewohner, genügt sich keinesfalls selbst. Es hat einen eindeutigen Mehrwert, indem es, ob bewusst oder unbewusst vollzogen, der Statusbalancierung im sozialen Gefüge des Heims dient. So zeigen es auch die Beispiele von der erwähnten Nesrin, die bereits in ihrer Heimat künstlerisch aktiv war und sich freiwillig in der Kinderbetreuung engagierte, oder von Mentor, dem Kosovo-Albaner, der gelernter Gärtner ist und der sich nun für die Verschönerung des Heimgeländes einsetzt.

Mehr als ‚nur‘ Flüchtling sein

Gemein ist allen diesen Tätigkeiten, die eigene Markierung als subordinierte gesellschaftliche Akteure zu unterlaufen. Es gilt, mehr als ‚nur‘ Flüchtling zu sein, mehr zu haben als ‚nur‘ einen Flüchtlingsalltag. Auch Frau Afshar möchte nicht nur als Bittstellerin und Hilfsbedürftige wahrgenommen werden. Dies erweist sich als Herausforderung, da ihre Lage in erster Linie von Machtlosigkeit gekennzeichnet ist. Sie hat ihre Heimat aufgrund von Gewalt und Diskriminierung verlassen, um in der Ferne wieder ein ‚normales‘ Leben führen zu können. Dies bedeutet, nicht mehr in Lebensgefahr zu sein, Essen sowie einen Schlafplatz zu haben, aber eben auch, eine reine Kultur der Notwendigkeit übersteigend, in gesellschaftliche Prozesse eingebunden zu sein. Der sich allen Heimbewohnerinnen und -bewohnern nun anbietende Alltag ist jedoch ein in mehrfacher Hinsicht außerordentlicher: rechtlich, zeitlich, räumlich, ökonomisch und sozial. Über sie wird an anderer Stelle entschieden. Indem die freiwillig Engagierten zu Handelnden werden, überwinden sie die vorgenannte Rollenverteilung. Um die aus dem Zusammentreffen von Habitus und Struktur entspringende Schiefelage zu begradigen, unternehmen sie zahlreiche ‚Anstrengungen‘, ihre Lebenssituation zu

normalisieren. Eine solche Normalisierungsstrategie ist der Versuch, ‚Statusbalance‘ herzustellen. Gemeint ist hier ein situativer Prozess der horizontalen Statusverschiebung, der das Potenzial besitzt, Zustände der Machtlosigkeit und Passivität aufzulösen. Position, Status und Rolle müssen im Heimalltag wiederholt ins Gleichgewicht gebracht werden. Derlei Balancierungsakte stellen eine Möglichkeit dar, sich der eigenen Markierung als subordinierte Person zu entheben und sich so soziale Situationen anzueignen. Sich freiwillig im Heim zu engagieren öffnet einen *Raum des Möglichen*. Indem sich Heimbewohnerinnen und -bewohner im und für den sie umgebenden Raum engagieren, schaffen sie mehr als nur eine willkommene Beschäftigung in einem von Beschäftigungslosigkeit geprägten Heimalltag. Indem sie beispielsweise ihre Dolmetscherdienste anbieten, sich handwerklich, gärtnerisch oder anderweitig betätigen, offenbaren sie einen Sinn für eine kollektive Situation der Statusungleichheit im Heim (intra) und darüber hinaus (inter), der sie strategisch und mit Engagement begegnen. Sie werden in ihrem Streben nach Anerkennung von der Heimleitung unterstützt. Gemeinschaftlich arbeiten sie daran, das Leben im Heim zu gestalten. Dadurch leisten sie einen entscheidenden Beitrag, einen Transit- zu einem Wohnraum zu machen.<

Die in diesem Text verwendeten Namen wurden von mir zu Anonymisierungszwecken geändert. Meine Ausführungen basieren auf einer ethnographischen Feldstudie, die ich im Jahr 2013 in verschiedenen sächsischen Flüchtlingswohnheimen durchführte.

Philipp Schäfer
promoviert am
Konstanzer
Exzellenzcluster
„Kulturelle Grundla-
gen von Integration“
sowie an der
Universität Leipzig
über städtische
Asylregime.